


Dantons Tod

SCHAUSPIEL

**Drama von
Georg Büchner**

A close-up portrait of a man with short, dark hair, a light beard, and blue eyes. He is wearing a dark suit jacket over a white collared shirt. The background is a plain, light-colored wall.

**„Es wurde ein Fehler gemacht,
wie wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas,
ich habe keinen Namen dafür.“**

–
Danton

Dantons Tod

Drama von Georg Büchner

Premiere am Samstag, 18. September 2021, 19:30 Uhr
Staatstheater Darmstadt, Großes Haus

DANTON Daniel Scholz

CAMILLE Jörg Zirnstern

PHILIPPEAU Anabel Möbius

ROBESPIERRE Marielle Layher

ST. JUST Mathias Znidarec

JULIE Gabriele Drechsel

REGIE UND FASSUNG Christoph Mehler

BÜHNE UND KOSTÜM Jennifer Hörr

MUSIK / KOMPOSITION David Rimsky-Korsakow

DRAMATURGIE UND FASSUNG Christina Zintl

REGIEASSISTENZ UND ABENDSPIELLEITUNG Kristin Bartylla, Daniela Wahl

PRODUKTIONSASSISTENZ BÜHNE Friederike Streu

KOSTÜMASSISTENZ Flavia Stein

INSPIZIENZ Emily Réka Selmeczi, Frida Bräumer

SOUFFLAGE Christine Barth KOMMUNIKATION Christina Sweeney

BÜHNENMEISTER Andreas Engelhardt, Marco Hechler, Dirk Hahn

TON Karl Krauß, Joachim Becker, Wendelin Hejny, Sven Altwein

BELEUCHTUNG Thomas Gabler, Nadja Klinge

VIDEO Martin Kadel, Sven Beck, Philipp Schober

MASKE Martina Prothmann, Kirsten Roser REQUISITE Kleines Haus

DAUER *circa 1 Stunde und 45 Minuten*

Empathie und revolutionärer Optimismus

Zum Stück

„Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem grässlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich.“, schreibt Georg Büchner 1835 an seine Verlobte Wilhelmine Jaeglé.

Er ist 22 Jahre alt, wenige Wochen nach diesem Brief verteilt er den „Hessischen Landboten“, entkommt knapp der Verhaftung und versteckt sich bei seinen Eltern in Darmstadt, in der Grafenstraße 39, in unmittelbarer Nähe zum heutigen Georg-Büchner-Platz. Neben dem Briefeschreiben und dem vorgeschobenen Lernen für sein Medizinstudium verfasst er „Dantons Tod“, gewissermaßen in seinem alten Kinderzimmer, während seine Freunde und Mitstreiter in Hessischen Folterkellern sitzen.

Warum scheitern Menschen in Machtpositionen daran, ihren Idealen entsprechend zu handeln, auch Anführer von Revolutionen? Wie fühlt es sich an, wenn man dem Sterben zuschaut und weiß, dass man dafür mitverantwortlich ist? Diesen Fragen nachgehend, studiert Büchner historische Quellen und Dokumente der französischen Revolution. Er stellt entsprechend in „Dantons Tod“ nicht die Opfer der Revolution in den Fokus, sondern versetzt sich in den Täter Danton; und das Stück zeigt nicht den glorreichen Anfang der Revolution, sondern einige wenige Tage gegen Ende der sogenannten Schreckensherrschaft der Jakobiner im Frühjahr 1794. Die ehemaligen Weggefährten Danton und Robespierre stehen einander als ideologische Gegner gegenüber. Der Konflikt lässt sich nicht auflösen und mündet nur noch in den Terror der Guillotine, dem die Revolutionäre schließlich selbst zum Opfer fallen.

Büchner kreist in seinem zu großen Teilen dokumentarischen Gesellschaftsgemälde um die Frage, ob und wie eine andere Form des Zusammenlebens gelingen kann. Ist es legitim, Gewalt für die Etablierung eines radikal

Anabel Möbius





neuen Gesellschaftsentwurfs einzusetzen, wenn die Ungleichheit und das Leiden der Menschen an der bestehenden Ordnung zu groß werden? Dantons Mitstreiter Camille sagt über die künftige, gute Staatsform: „Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht zu sein, wie sie ist, wir sind nicht berechtigt ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden.“

Bei aller Düsterheit der beschriebenen historischen Verhältnisse ist „Dantons Tod“ kein Stück über Fatalismus. Der oben zitierte Brief an Wilhelmine Jaeglé ist kein Brief über das notwendige Scheitern jeglichen politischen Handelns, sondern ein Liebesbrief. Der Auszug ist Büchners etwas ausufernde Erklärung an sie, warum er ihr so lange nicht geschrieben habe. So wie der Brief im wesentlichen Büchners Sehnsucht nach seiner Verlobten zum Ausdruck bringt, handelt auch „Dantons Tod“ vielmehr von Empathie und revolutionärem Optimismus, (wie es der Literaturwissenschaftler Michael Perraudin für Büchners gesamtes Werk beschreibt), als den Beweis anzutreten, dass alles revolutionäre Handeln keinen Zweck habe.

Büchner und sein Stück aus der „Fatalismus-Ecke“ rauszuholen, erscheint vor dem Hintergrund aktueller Gesellschafts- und Machtdiskurse mehr als notwendig. So verstanden kreist „Dantons Tod“ vor allem um die offene Frage, ob und wie ein Zusammenleben, basierend auf Solidarität, Gleichheit, Liebe und Sinnhaftigkeit gelingen kann. Wie viel Demut oder Gemeinsinn braucht ein gutes Regieren? Wie viel Gestaltungsmöglichkeit hat jede*r Einzelne bei sich und bei der Veränderung der Gesellschaft? Wie können sich Menschen wahrhaftig begegnen, zuhören, lieben?

Von heute aus betrachtet, müssten wir den revolutionären Kämpfen in Büchners Stück auch noch einige Punkte hinzufügen. Büchners Text handelt nicht von Kolonialismus, nicht von Rassismus, nicht von Sexismus. Auch wenn Autorinnen wie Olympe de Gouges bereits während der Französischen Revolution über diese Themen geschrieben haben. Wäre ihre „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ 1791 von der Nationalversammlung gehört und verabschiedet worden, dann wäre die europäische Definition davon, wer alles ein Mensch und bei „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ dabei sein darf, damals von Grund auf anders festgeschrieben worden. Die Folgen für unser Leben jetzt kann man nur erträumen.

Christina Zintl

Vom Widerstand zur Utopie

Bini Adamczak

Superheldinnenfilme folgen einer bekannten Dramaturgie. Auf dem Höhepunkt des Films, mitten im Showdown, nimmt sich die Superschurkin Zeit, ausführlich ihren Plan zu erläutern. Ein Plan, der wahlweise darin besteht, die Welt zu zerstören oder die Herrschaft über sie an sich zu reißen. Der Superheld, eben noch gefesselt, nutzt die Zeit des Rumlaberns, befreit sich und vereitelt – in letzter Minute – den Schurkinenplan. Die vorletzte Einstellung zeigt die unendliche Frustration der Superschurkin, deren Lebensplan gerade zerstört wurde, die letzte Einstellung den Superhelden, der glücklich nach Hause geht. Nichts hat sich verändert. Die Welt ist gerettet, und sie ist noch genau so beschissen wie zuvor.

Ein Großteil des progressiven Widerstands heute gehorcht diesem konservativen Skript. Es ist ein Kampf, der die Ergebnisse vorheriger Kämpfe zu verteidigen sucht und das bereits Erreichte zu erhalten. Aber unter Bedingungen der Krise kann es keine Verteidigung des Status quo geben. So lange Widerstand sich auf seinen Wortsinn beschränkt, auf das Aufhalten und Stoppen, Verteidigen und Zurückdrängen, bleibt er im besten Fall stehen. Wo die Linke verliert, gewinnt die Rechte an Macht. Deswegen reicht es nicht, Superheldin zu sein bzw. Superbulle, deswegen lässt sich die Welt nicht retten ohne einen Plan, sie zu verändern, deswegen braucht es Utopie. Aber wie?

Die Utopie zielt auf die Zukunft, auf eine andere Welt, doch sie nimmt ihren Ausgang in der Gegenwart, in der bestehenden Welt. Sie zielt auf Befriedigung, auf Glück, ihr Ausgangspunkt jedoch ist die Frustration, das Unglück. Tatsächlich besteht die Aufgabe einer emanzipatorischen Utopie nicht darin, eine Welt zu entwerfen, in der „alles anders“ ist. Es reicht, dass sich die Utopie von der Realität in einer einzigen Hinsicht unterscheidet: Etwas fehlt in dieser zukünftigen Welt – nämlich das Unglück. Die erste kritische Frage, die sich an Utopien richten lässt, lautet somit, ob es ihnen gelingt, eine Zukunft ohne das Unglück von Vergangenheit und Gegenwart überhaupt nur vorzustellen. Weisen sie wirklich einen Ausweg, oder tragen sie mit den Materialien, Werkzeugen und Bildern, die sie den existierenden Epochen entlehnen, auch den Ärger der bisherigen Zeit in die kommende?



Ensemble



Vor allem muss die Utopie nicht nur darauf achten, nicht die „ganze alte Scheiße“ (Marx/Engels) zu reproduzieren, sie muss auch dafür sorgen, nicht ganz neue Scheiße zu produzieren. Die Frage der Utopie lautet nicht nur: Wie wollen wir nicht leben, sondern vor allem auch: Wie wollen wir leben? Was würden wir machen, wären wir frei?

Aber lassen sich diese Fragen überhaupt beantworten? Kann eine andere Zukunft gedacht, kann sie vorgestellt werden, wenn dieses Ausdenken und Vorstellen doch immer in der Gegenwart stattfindet? Handelt es sich bei utopischen Produktionen nicht notwendig um Projektionen? Verlängern die beschädigten Subjekte von heute in ihren Träumen nicht bloß die Beschädigungen ins Morgen? Bedeutet, das anvisierte Ziel zu beschreiben, nicht in Wahrheit, dieses Ziel vorzuschreiben?

Diese Sorgen offenbaren eine Selbstüberschätzung von Theoretikerinnen. Als bräuchten sie nur einen Plan zu entwerfen, um die Massen zu zwingen, ihn umzusetzen. Als könnten sie nicht lediglich Vorschläge für die Zukunft unterbreiten, die, falls sie zu überzeugen vermögen und das Glück des Zufalls auf ihrer Seite haben, vielleicht angenommen werden. Die oft beschworene Gefahr einer Diktatur der utopischen Fantasie über die zukünftige Wirklichkeit ist begrenzt. Tatsächlich hilft ein breiter Diskurs über erwünschte Ziele und erfolgversprechende Wege dabei, Autorität abzubauen. Zum einen, weil er es ermöglicht, einen Entwurf von mehreren Seiten zu prüfen, zum anderen, weil er einen Maßstab bereitstellt, an dem sich die folgende Praxis messen lassen muss.

Nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts ist das Misstrauen gegen „utopische Experimente“ berechtigt. Und es hält an. Die Mehrheit der Menschen ist nicht gegen eine gleichere, freiere und solidarischere Welt – nennen wir sie Kommunismus –, weil sie die Idee schlecht finden, sondern weil sie sie für unrealisierbar halten. Und sie sind nicht für die Aufrechterhaltung der herrschenden Welt – nennen wir sie Kapitalismus –, weil sie die so gut finden, sondern weil sie sie für alternativlos halten.

Wenn das stimmt (und Umfragen zeigen es immer wieder), dann ist Kritik an Ausbeutung und Entfremdung, Zerstörung und Einsperrung zwar notwendig, aber in ihren Wirkungen begrenzt. Darin liegt der wahre Kern des

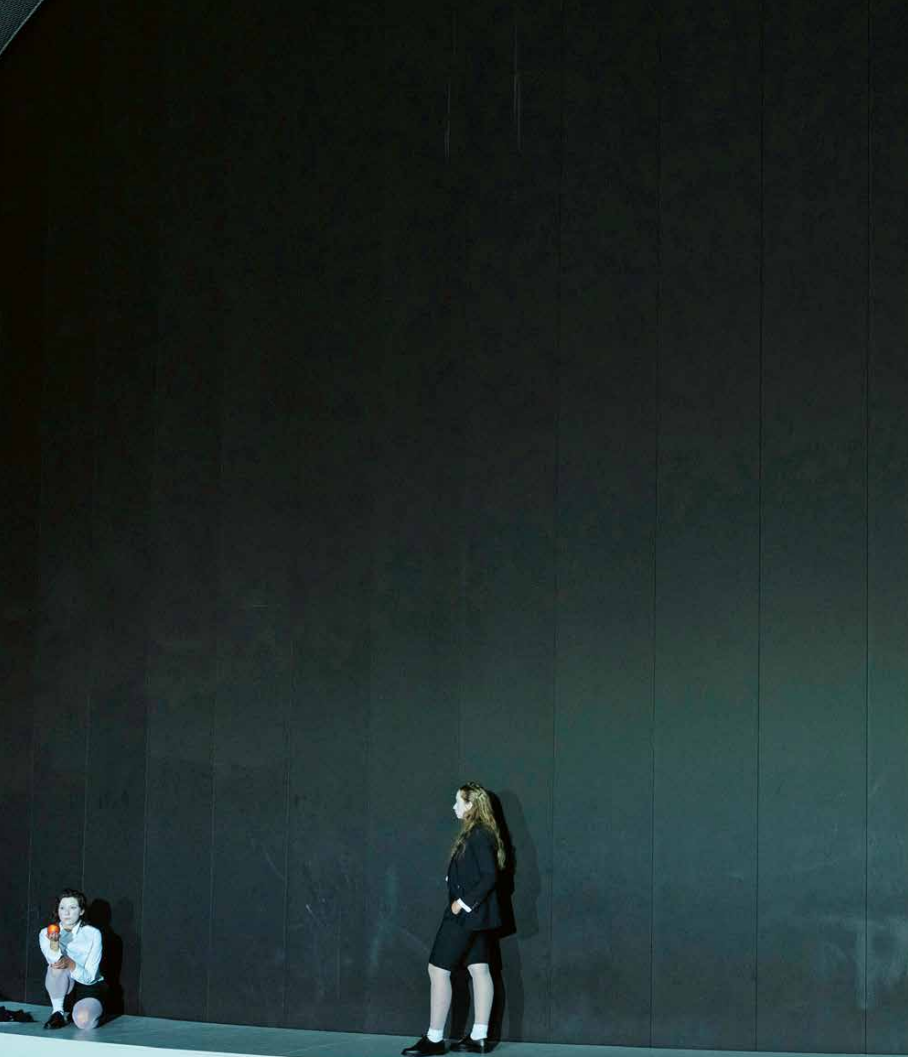
bekanntes Mantra, die Linke solle doch nicht immer nur nörgeln und kritisieren, sondern auch mal – konstruktive – Vorschläge machen. Das ist, mit anderen Worten, die Frage der Utopie. Sie lässt sich nach vier Dimensionen hin aufschlüsseln: Vorstellbarkeit – ist eine andere Welt, die von den Schädigungen der gegenwärtigen Welt geheilt wäre, überhaupt denkbar? Machbarkeit – kann diese Gesellschaft tatsächlich funktionieren oder müsste sie an inneren Widersprüchen oder äußeren Bedingungen scheitern? Erreichbarkeit – gibt es einen Weg, der zu dem angestrebten Ziel führt, durch Reform oder Subversion, durch Evolution oder Revolution? Und schließlich Wünschbarkeit – ist diese Welt für die heutigen Menschen überhaupt begehrenswert? Gerade die letzte Frage wurde lange vernachlässigt. Dabei beinhaltet sie eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Nicht die Gefahr, dass die utopische Welt mit den Mängeln der bestehenden Welt behaftet bleibt, sondern umgekehrt, dass sie von diesen Mängeln zu gründlich gesäubert wird. So gründlich nämlich, dass die mit den Mängeln der Gegenwart behafteten Menschen in ihr keinen Platz mehr finden.

Wenn die harmonische Einrichtung der neuen Welt auch neue Menschen erfordert – frei von Habsucht und Neid, kooperativ und rücksichtsvoll, sanftmütig und altruistisch –, was passiert dann eigentlich mit den alten Menschen? Tatsächlich haben verschiedene Theoretikerinnen – Marx ähnlich wie Bakunin oder Lenin – den Schluss gezogen, dass die erste Generation der Revolutionärinnen zwar die alten Verhältnisse stürzen, nicht aber die neuen aufbauen kann. Erst die nächste, schon nach der Revolution geborene Generation wird die Arbeit vollenden und den Kommunismus erreichen. Die Revolutionärinnen mit Kapitalismushintergrund hingegen müssen vor den Außengrenzen der neuen Welt stranden, ohne je wirklich Zutritt zu erhalten. Diese Konzeption der Zukunft wirkt seltsam bekannt. Eine weitere kritische Frage, die sich die Utopie stellen lassen muss, lautet deshalb, ob sie eine ideale Welt für ideale Menschen schaffen will oder eine, die auch den versehrten und verkorksten Menschen (also uns) ein Zuhause bietet.

Und welchen von ihnen? Denn es gibt viele, und nicht alle haben dieselben Sorgen und Wünsche. Eine der entscheidenden Anforderungen an einen emanzipatorischen Entwurf von Zukunft ist, dass er ein gemeinsamer, ein

geteilter Entwurf sein muss. Wenn er Antworten geben soll auf die drängenden Fragen der Gegenwart, dann kann es sich dabei nicht um die Fragen von einigen, sondern um die Fragen der Vielen handeln. Doch woran lassen sich die Vielen erkennen? Die aktuellen Repräsentationsdiskurse beantworten diese Fragen vor allem entlang den Achsen Geschlecht und „Race“, Sexualität und Alter, vielleicht auch Klasse. Für den Diskurs der Utopie lässt es sich noch anders formulieren: Welcher Anteil der gesellschaftlichen Arbeitsteilung nimmt daran teil? Wie viele Pflegekräfte oder Mechanisatorinnen, wie viele Agrochemiker und Abdichterinnen, Bäckerinnen oder Landwirte? Wer von denen, die Utopien entwerfen, kann eine Solarzelle installieren oder eine Drainage legen, wer weiß, wie ein Halbleiter aufgebaut ist, wer kann ein Abwassersystem warten?

Der Kampf für eine andere Welt erfordert ein anderes Modell von Superheldinnen. Vielköpfige Hyperheldinnen, die nicht gegen Mietsteigerung kämpfen, sondern für Mietsenkung, nicht nur gegen die Zwangsräumungen bestehender Projekte, sondern auch für die massenhafte Besetzung neuer Projekte. Polylokale Postheldinnen, die nicht nur gegen die Verschlechterung des Klimas kämpfen, sondern mehr noch für ein besseres Klima, nicht nur gegen Nazis, sondern auch gegen die Bedingungen, denen diese entstammen. Polysoziale Postheldinnen, die nicht gegen die Schließung von Betrieben streiken, sondern für deren Übernahme durch die Belegschaften, nicht gegen die Entlassung von Arbeiterinnen, sondern für die Entlassung der Chefetagen, des Kapitals. Kollektive Antiheldinnen also, die sich nicht für die Diversifizierung des staatlichen Geschlechtseintrags einsetzen, sondern für dessen Streichung, die nicht für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf streiten, sondern für die Aufhebung von Hausarbeit und Lohnarbeit, solche, die nicht für die Ausdehnung der Ehe kämpfen, sondern für deren Abschaffung. Die Frage der Utopie zu stellen, heißt, nicht länger für den Erhalt des Status quo zu kämpfen. Wer die Welt retten will, braucht einen teuflischen Plan zu ihrer radikalen Veränderung.



Anabel Möbius, Marielle Layher, Daniel Scholz, Jörg Zirnstein, Gabriele Drechsel, Mathias Znidarec





Jörg Zirnstein, Marielle Layher, Daniel Scholz, Gabriele Drechsel, Mathias Znidarec

Alles bewohnbar

Marieke Lucas Rijneveld

Den Widerstand nicht aufgeben, das Urgerangel in Freud und Leid,
der Kanzlerpredigt nie blind gehorchen, dem Wort, was
Gut, was Böse ist, nie zu träge, aufzustehen, gegen alle
Tyrannen ins Feld zu ziehen und mit erhobener Faust gegen
Schubladendenken zu kämpfen, gegen den Aufruf des

Unwissens in deinem Kopf, die Ohnmacht mit Stierrot im Blick zu
bezähmen, immer zu deiner Meinung zu stehen mit steinhartem Stolz
zuzuschauen, wie jemand zu Brei und dem letzten Rest
Würde versickern sehen, du bist gegen Schädelvermessung,
gegen Knechtschaft, gegen jede Form menschlicher Kantigkeit.

Den Widerstand nie aufgeben, den Keim des Befreiungskampfes,
deine Abstammung trägt Trauer, deine Abstammung hatte zum Glück
einen Fluchtweg, nicht, dass du bei allem mitreden kannst,
dass du immer siehst, wie auf der anderen Seite das Gras manchmal
welk und weniger grün – es geht darum, dich

hineinzusetzen, das Kummermeer hinter den Augen
des anderen zu sehen, die wuchernde Wut bis dorthinaus,
du willst sagen, dass du vielleicht nicht alles verstehst, dass du
sicher nie ganz den richtigen Nerv triffst, aber dass du es sehr wohl
fühlst, ja, du fühlst es, mag der Unterschied auch zollbreit sein.

Den Widerstand nie aufgeben, und dennoch einsehen müssen, wenn
es nicht an dir ist, wenn du vor einem Gedicht auf die Knie gehst,
weil ein anderer es besser bewohnbar macht, nicht aus Unwillen,
nicht als Bestürzung, sondern weil du weißt, da ist so viel
Ungleichheit, Menschen werden noch immer benachteiligt,

und du willst ja gerade Verbrüderung, du willst eine Faust, und vielleicht
ist jetzt
deine Hand einfach noch nicht stark genug, vielleicht musst du zuerst die des
anderen zur Versöhnung ergreifen, musst wirklich die Hoffnung spüren,
dass du etwas tust, was die Welt verbessert, nur darfst du eins nicht
vergessen: nach dem Knien wieder aufzustehen und gemeinsam das Haupt
zu erheben.



Daniel Scholz

„Was mich schon immer faszinierte, ist die Möglichkeit der Veränderung der Welt. Die Veränderung dessen, was existiert, die Möglichkeit der Verbesserung von Bedingungen. Die Revolte befreit uns vom eigenen Ich, vom Ich des Alltags, das uns mit einem Male klein, nebensächlich und fremd erscheint. Voll Erstaunen entdecken wir ungeheure Energien in uns, wir sind zu einem Edelmut fähig, den wir nie für möglich gehalten hätten. Aber es kommt der Moment, da die Stimmung umschlägt und alles zu Ende geht. Unversehens zerfällt unsere Gemeinschaft, jeder kehrt zurück zu seinem alten Ich, das ihm anfangs noch Unbehagen bereitet, wie ein schlecht sitzender Rock. Aber wir wissen, dass es unser eigener Rock ist und wir keinen anderen bekommen werden. Widerwillig blicken wir einander in die Augen, meiden wir jedes Gespräch. Wir brauchen einander nicht mehr. ...Worüber soll ich nun schreiben? Darüber, wie das große Ereignis endete? Das ist ein trauriges Thema. Denn die Revolte ist ein großes Ereignis. Ein Abenteuer des Herzens. Wir sind zu einem Edelmut fähig, den wir nie für möglich gehalten hätten. Aber es kommt der Moment, da die Stimmung umschlägt, und alles zu Ende geht.“

Ryszard Kapuściński

„Alles Handeln, alles ‚Agieren‘ in dem ursprünglichen Sinn von ‚etwas in Bewegung setzen‘, setzt die Vorstellung, ja die Existenz von Anfängern voraus. Von diesen Neuanfängen im Kontinuum der historischen Zeit geben die Revolutionen letztlich Kunde. Das große Pathos, das sich aller bemächtigt, die an ihnen, ob im Glück oder Unglück, im Erfolg oder Scheitern, teilnehmen, entstammt der Erfahrung, dass der Mensch in der Tat dies vermag – einen Anfang machen.“

Hannah Arendt

Revolution für das Leben

Eva von Redecker

In Lohnarbeit wird, mit nahezu mechanischen Bewegungen und von Kälte geschwollenen Handgelenken, Fleisch von Schweinehälften geschnitten. Sie werden maschinell in Plastik eingeschweißt oder zusammen mit Fett und Eingeweiden zu Wurst und Katzenfutter geschreddert. Gelegentlich gleiten die aus den klammen, glitschigen Fingern, oder sie schnellen vom Knorpel zurück; die Arbeiter*innen schneiden sich. Aber wer zu häufig zum Arzt geht, erhält eine Kündigung. Auch die ersten Covid-19-Infizierten werden angewiesen, die Krankheit zu verschleiern. Als fast ein Viertel der 7.000 Beschäftigten erkrankt ist, übernimmt der Landesminister die Darstellung eines Firmensprechers. Die osteuropäischen Mitarbeiter*innen hätten sich vermutlich bei Heimatbesuchen angesteckt. Sicher. Im Inneren der westeuropäischen Wirtschaft ist schließlich alles in Ordnung.

Auch wenn es nicht überall und für alle so aussieht: So leben wir.

Aber warum schafft der Kapitalismus – warum schaffen wir im Kapitalismus – solch viehische Verhältnisse?

In seinem Werk *Black Marxism* hat der afroamerikanische Denker Cedric Robinson vorgeschlagen, den Kapitalismus weniger als eine vereinheitlichende Modernisierungsmaschine zu verstehen, sondern als ein Spaltungswerkzeug. Der Kapitalismus überzieht die Welt mit Unterscheidungen, die sich mehr und mehr an rassistischen Markern orientieren. Robinson selbst erklärt diese Spaltungen als Fortsetzung der feudalistischen Hierarchien, die den europäischen Ursprungskontext des Kapitalismus charakterisieren. Aber der Kapitalismus spaltet auf eine ganz eigene Weise. Er fasst Hierarchien neu und anders, modelliert nach dem Eigentum, das er auch neu und anders fasst. Das moderne Eigentum stiftet ein Weltverhältnis der Verfügungshoheit und der Verletzungslizenz.

Moderne Identitäten sind im Gefüge von Institutionen entstanden, die Besitztitel an Menschen schufen – an der gesamten Person in der Versklavung, an der gesamten Lebenszeit in Zwangsarbeit, an Sexualität und Sorgetätigkeit in patriarchaler Ehe. Die vormaligen Kontrollberechtigten gebärden sich oft sogar noch bestialischer, nachdem das Glied ihrer Herrschaft amputiert wurde. Sie

verfechten ihren leeren Besitzanspruch weiter. All das ist Phantombesitz, und auf all das baut der Kapitalismus.

Aber wie Bertolt Brecht den Impuls aller detaillierteren dialektischen Widerspruchskonstruktionen zusammenfasst: „Das Sichere ist nicht sicher. So wie es ist, bleibt es nicht.“ Wir brauchen keinen großen Knall, um von Hier in ein anderes Jetzt zu kommen. Denn so wie es ist, ist es nicht durchweg. Wir können selbst Ansatzpunkte suchen und schaffen, um von vielen Seiten und Orten zugleich ein anderes als das destruktive Weltverhältnis einzugehen. Wir können Leben retten, statt zerstören. Arbeit regenerieren statt erschöpfen, Güter teilen statt verwerten und Eigentum pflegen statt beherrschen.

Wir erleben eine Revolution für das Leben. Seit knapp zehn Jahren zeigt sich ein neuer Typus von Protest. Dieser Protest ist weder eine Wiederaufnahme der sozialen Revolutionen von vor gut einhundert Jahren noch lediglich eine Fortsetzung der über fünfzig Jahre wehrenden Bürgerrechtsbewegungen. Die neuen Formen des Widerstands gehen von einer Mobilisierung für akut bedrohte Leben aus und kämpfen für die Aussicht auf geteiltes, gemeinsam gewahrtes und solidarisches Leben. Eine Revolution für das Leben findet sich in der antirassistischen Mobilisierung gegen Polizeigewalt, im feministischen Kampf gegen Frauenmorde und in der Klimabewegung, die das Schreckbild eines toten Planeten ins Bewusstsein gehoben hat. Alle diese Bewegungen verstehen sich als antikapitalistisch, aber sie führen ihren Kampf nicht als Aufstand der Arbeiter_innen gegen die Lohnarbeit, sondern als Aufstand der Lebenden gegen die Lebenszerstörung. Unter den Bedingungen einer globalen Pandemie wird dieser Kampf greifbarer und allgegenwärtiger. Er wird auch verzweifelter.

Georg Büchner

NACH DEM 4. DEZEMBER 1831 „Als sich das Gerücht verbreitete, dass [der Freiheitskämpfer] Romarino durch Straßburg reisen würde, eröffneten die Studenten sogleich eine Subskription und beschlossen, ihm mit einer schwarzen Fahne entgegen zuziehen. Wir stellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Musikchor vormarschiert. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carnagole; überall erschallt der Ruf: Vive la liberté!“

DEZEMBER 1832 „Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze ist doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt.“

APRIL 1833 „Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch von Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, dass wir im Loch stecken mit angeschmierten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum fronenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dieses Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann.“

JUNI 1833 „Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, dass nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, dass alles Bewegen und schreien der Einzelnen vergebliches Torwerk ist. Sie schreiben, man liest sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht. – Ihr könnt voraus sehen, dass ich mich in die Giessener Winkelpolitik und revolutionäre Kinderstreiche nicht einlassen werde.“

9. DEZEMBER 1833 „Ich werfe mich mit aller Gewalt in die Philosophie, die Kunstsprache ist abscheulich, ich meine für menschliche Dinge müsse man auch menschliche Ausdrücke finden. Man muss aber unter der Sonne doch auf irgendeinem Esel reiten und so saddle ich in Gottes Namen den meinigen.“

9.-12. MÄRZ 1834 „Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich

Marielle Layher





fühlte mich wie zernichtet unter dem grässlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut.

Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das Muss ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muss ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, – ist schauerhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen.“

13. MÄRZ 1834 „Friede den Hütten, Krieg den Palästen.

In Ordnung leben, heißt hungern und geschunden werden. Die Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde. Die meisten Richter sind der Regierung mit Haut und Haar verkauft. Die Justiz ist in Deutschland die Hure der Fürsten.“

19.-21. MÄRZ 1834 „Den halbe Tag sitze ich eingeschlossen mit deinem Bild und spreche mit dir. Gestern morgen versprach ich dir Blumen; da sind sie. Was gibst du mir dafür?

Will ich etwas ernstes tun, so komme ich mir vor wie Larifari in der Komödie; will er das Schwert ziehen: so ist's ein Hasenschwanz.“

8. AUGUST 1834 „Sollte man mich auch festhalten, in Gottes Namen! Es ist Gewalt, der man sich fügen muss, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann kein Vorwurf gemacht werden.“

1835 „Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.“

1835 „Man muss die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein, erst dann kann man sie verstehen.“

„Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten; er tat Alles wie die Anderen taten, es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen; sein Dasein war ihm eine notwendige Last – So lebte er dahin.“

1837 „Jeder Mensch ist ein Abgrund.“

Anfertigung der Dekorationen und Kostüme in den Werkstätten des Staatstheaters Darmstadt

TECHNISCHER DIREKTOR Bernd Klein BÜHNENINSPEKTOR Uwe Czettel LEITUNG DER WERKSTÄTTEN Gunnar Pröhl ASSISTENZ TECHNISCHER DIREKTOR Tivo Yawo Gomado TECHNISCHE ASSISTENZ N.N. / Lisa Bader (Werkstätten) / Friederike Streu (Schauspiel) / Anna Kirschstein (Musiktheater / Tanz) KONSTRUKTION Oliver Krakow LEITUNG DER BELEUCHTUNGS- UND VIDEOABTEILUNG Nico Göckel LEITUNG DER TONABTEILUNG Sebastian Franke LEITUNG KOSTÜMABTEILUNG Gabriele Vargas Vallejo CHEFMASKENBILDNERIN Tilla Weiss LEITUNG DER REQUISITENABEILUNG Ruth Spemann LEITUNG DES MALSAALS Ramona Greifenstein KASCHIERWERKSTATT Lin Hillmer / Jenny Junkes LEITUNG DER SCHREINEREI Daniel Kositz LEITUNG DER SCHLOSSEREI Jürgen Neumann LEITUNG DER POLSTER- UND TAPEZIERWERKSTATT Andreas Schneider GEWANDMEISTEREI Lucia Stadelmann / Roma Zöllner (Damen) / Brigitte Helmes / Simone Louis (Herren) SCHUHMACHEREI Tanja Heilmann / Daniela Klaiber / Anna Meirer

Textnachweise Adamczak, Bini: Vom Widerstand zur Utopie. In Krisenzeiten braucht es einen Plan zur radikalen Veränderung der Welt. In: ak – Zeitung für linke Debatte und Praxis, Oktober 2020 / Arendt, Hannah: Über die Revolution, München-Zürich 1994 / Kapuściński, Ryszard: Die Erde ist ein gewalttätiges Paradies: Reportagen, Essays, Interviews aus vierzig Jahren, München 2000 / Von Redecker, Eva: Revolution für das Leben: Philosophien der neuen Protestformen, Frankfurt a. M. 2020 / Pörnbacher, Karl u. a. (Hrsg.): Georg Büchner – Werke und Briefe. München 1988 / Rijneveld, Marieke Lucas: Alles bewohnbar, 2020. Aus dem Niederländischen von Ruth Löbner / Der Text „Zum Stück“ ist ein Originalbeitrag für dieses Programmheft. / Zitierte Texte wurden gekürzt und Kürzungen zur besseren Lesbarkeit nicht kenntlich gemacht. Überschriften stammen zum Teil von der Redaktion. / Sollte es uns nicht gelungen sein, die Inhaber*innen aller Urheberrechte ausfindig zu machen, bitten wir die Urheber*innen, sich bei uns zu melden.



Freunde des
Staatstheaters
Darmstadt e.V.



Impressum HERAUSGEBER Staatstheater Darmstadt INTENDANT Karsten Wiegand STELLV. GESCHÄFTSFÜHRENDE DIREKTORIN Sylke Schlosser SCHAUSPIELDIREKTOR Oliver Brunner LEITUNG KOMMUNIKATION & MARKETING Kai Rosenstein TEXTREDAKTION Christina Zintl ENDREDAKTION Christina Sweeney CORPORATE DESIGN sweetwater / holst GRAFIKDESIGN SPIELZEIT 2021 / 2022 Bureau Sandra Doeller AUSFÜHRUNG Lisa-Marie Erbacher FOTOS © Nils Heck HERSTELLUNG DRACH Print Media, Darmstadt PROGRAMMHEFT NR. 2 REDAKTIONSSCHLUSS 15.09.2021 / Änderungen vorbehalten STAATSTHEATER-DARMSTADT.DE

RMV-KombiTicket: Mit Bus und Bahn ohne Zusatzkosten ins Staatstheater Darmstadt.





„Glaubst du an mich?“

–

Julie

STAATSTHEATER-DARMSTADT.DE
TELEFON 06151 28 11 600

BLEIBEN SIE MIT UNS IN VERBINDUNG:

